lichkeiten. Dieses Laufen in der Hitze des Aequators, dieses Spurensuchen kreuz und quer durch Steppe und Busch, über Sand und Steine, in Gras und Pori — — —

Der Mittag des vierten Tages war gekommen. Wir krochen auf allen vieren durch die Dornbüsche. Da — ein Schnaufen, ein Rascheln. Im Nu war ich hoch, die Mauser entsichert. So stand ich, plötzlich völlig frisch in guter Deckung vor einer kleinen Lichtung.

Ein dunkler Rücken, fünf Meter vor mir, halb verdeckt von Buschwerk und Blätterzweigen ... Ich sah den Widerrist, das Blatt genau vor mir, hob die Büchse, zog den Stecher ...

„Halt, um Himmelswillen, nicht schießen!" schrie neben mir mein Begleiter.

So ein Kamel, dachte ich, will der selber schießen? Ich zielte, sorgfältig und ruhig. Da hob der Büffel den Kopf und zeigte uns zwei wundervolle härene Hörner: Ein Nashorn stand vor mir. Ein Nashorn, das nur auf besonderer Jagdschein geschossen werden darf.

Das war Pech. Es war ein wunderschönes Tier. Es bemerkte uns, als der Sicherungshebel einschnappte, sah sich verächtlich um, sprach vielleicht auch das Zitat aus dem Götz, wozu es uns seine entsprechende Körperseite zuwandte, und trottete gemächlich davon.

Ich sah hinter ihm her, noch minutenlang. Das Tier hatte es gar nicht eilig, ich aber grübelte: wie können bloß Büffelspuren zu einem Nashorn führen?

Aber nein, es stimmte, innerhalb der nächsten halben Stunde trafen wir auf eine Herde. Ich kroch hinter meinem Begleiter auf allen vieren hinterher, da sprang er auf, legte an, schoß ...

Im Nu donnerte die Erde um uns herum. Eine mächtige Herde hatten wir aufgescheucht. Ein dumpfer Fall ertönte. Dann brach es aus, als ob eine Hölle entfesselt ware. Die wilde Jagd ging quer durch den Dornbusch. Eine tüchtige Schweißlache zeigte, daß der Schuß gesessen hatte.

Träger und Boys wurden nachbeordert, mein Begleiter verfolgte die Schweißfährte. Wir anderen warteten.

Die Zeit wurde uns lang. Wir saßen eine Stunde, da wurde ich unruhig. Ich stieg auf eine Akazie, um Ausschau zu halten. Da sah ich die Steppe brennen, das Feuer kam gerade auf uns zu, noch weit entfernt zwar, aber doch wichtig.

Die zweite Stunde verging, ohne daß irgend etwas von meinem Begleiter zu hören und zu sehen war. Das Feuer kreiste uns scheinbar ein. Ein Gegenfeuer mißlang. Bei uns war es nicht trocken genug.

In der dritten Stunde fiel ein Schuß. Aber das war keine Büchse — das war ein Tesching. Und nach wenigen Minuten krachte ein richtiger Schuß, dann wieder ein Schuß, wir sprangen auf — noch ein Schuß — und eilten in die Richtung zu unserem Begleiter.

Vier Kilometer von uns lag der Bulle.

Er hatte den ersten Schuß in die linke Keule bekommen gehabt. Der Knochen hielt den Einschlag auf, zersplitterte aber restlos selbst. Auf drei Beinen war der Büffel dann weiter gelaufen. Mein Begleiter hatte die Verfolgung aufgegeben, er schoß mit dem Tesching gerade ein Buschhuhn, als zwanzig Meter neben ihm ein Schnaufen und Brummen anhob ... Das war er!

Mein Begleiter entsicherte, pirschte sich heran — da erhob sich der Bulle und ging auf den Mann los. Der gab einen Blattschuß ab, der Bulle nahm ihn an, ein zweiter Schuß in den Hals, der Bulle, rasend, stürzte auf fünf Meter hin, sprang erneut auf — da gab ein Kopfschuß ihm den Rest.

Der Sieger trank den gesamten Kaffee-, Tee- und Wasserrest aus. Es waren etwa vier Liter.

Ich habe sie ihm gegönnt.

Rings um den grünen Tisch

Von Alexander Moszkowski

Wenn man an der öffentlichen Spieltafel die Vorgänge aufmerksam verfolgt, gerät man nicht selten an Begebnisse, die über den Augenblick hinaus ein gewisses Interesse beanspruchen. Ich habe im Leben an solchen Stätten länger verweilt, als ich vom Standpunkt der reinen Ethik verantworten könnte, und da sind mir aus eigener Beobachtung wie durch Berichte manche merkwürdige Einzelheiten zugeflogen, deren ich plaudernd gedenken möchte.

*

Unter den Spielern von Monte Carlo sah man einst zwei Figuren, deren Anwesenheit allen Gästen rätselhaft erscheinen mußte. Erstens den Baron Rothschild, den Chef des Pariser Bankhauses. Jede Veränderung der Börsenkurse bedeutete doch für seine Finanzen in der Minute mehr, als er jemals an der Roulette gewinnen oder verlieren konnte, die Ergebnisse des Hasards hätten ihm also höchst gleichgültig sein müssen. Der andere war der seinerzeit vielgenannte Herr Dupressoir, von Beruf Spielpächter, dessen ganze Existenz sich auf den Vorteil der Spielbank gründete. Wenn er sonach hier als Spieler auftrat, der von der Bank möglichst viel zu erbeuten trachtete, so operierte er gewissermaßen gegen seine eigenen Interessen. Aber beide pointierten mit dem größten Eifer, als ob ihr Lebensglück davon abhinge, daß sie hier über die Bank einen Vorteil erlangten. Das war und blieb eine unerklärliche Erscheinung.

*

Eine bekannte Redensart lautet: „Ich will dir zeigen, was eine Harke ist!" Die Sprachforscher haben sich bis heute vergebens um die Herkunft dieser Phrase bemüht, deren Sinn darauf hinausläuft, daß jemand mit einem fatalen Denkzettel bedroht wird. Ihr wahrer Ursprung stammt vom Hasardtisch, da jeder Croupier mit einer Harke bewaffnet ist, mit der er die verspielten Einsätze vom grünen Tuch fortschaufelt. Wenn ein unglücklicher Spieler die Funktion dieses Instruments an seinem Geldbeutel spürt, dann erfährt er — allerdings zu seinem Verdruß, „was eine Harke ist"!

*

Mit dem Kunstausdruck „à cheval" bezeichnet man das gleichzeitige Besetzen zweier Nummern, die auf dem Tableau des grünen Tisches nebeneinander liegen. Mein Nachbar, ein älterer Herr, hatte einen unklaren Satz gemacht, so daß nicht bestimmt zu erkennen war, ob er die 5 allein, oder die 5 und 6 zusammen meinte. Der Croupier fragte deshalb: „Monsieur, wollen Sie à cheval setzen?" Worauf der Spielgast erwiderte: „Nein, auf à cheval lasse ich mich überhaupt nicht mehr ein, ich bin erst heute vormittag auf der Reitpromenade vom Pferd gefallen!"

*

In der Nähe des Kasinos befindet sich ein Versatzamt, wo man alles Erdenkliche beleihen lassen kann. Zuweilen bewährt sich die Anstalt als ganz hilfreich, und ein niedergebrochener Jüngling beichtete mir, daß sie ihm sogar kürzlich das Leben gerettet habe.

„Wie ist denn das gekommen?" fragte ich.

„Ja, sehen Sie, ich habe meine ganze Barschaft bis auf den letzten Centime im Trente-et-Quarante verloren. Und da versetzte ich im Leihamt meinen wertvollen Revolver, mit dem ich mich eben erschießen wollte!"

*

Der Ausdruck, „die Bank sprengen" wird oft mißverständlich aufgefaßt. Denn es handelt sich niemals darum, daß ein Spieler etwa die ganze Bank sprengt, sondern er kann im Höchstfalle nur den Finanzbestand eines einzelnen Spieltisches gewinnen; das sind etwa 100 000 Goldfranken, und solches Ereignis unterbricht das Spiel nur auf wenige Minuten, bis die Kasse aus den Tresors der Bank frisch aufgefüllt wird. Setzt dann der Spieler seine scharfe Hasardmethode fort, so kann es passieren, daß er eine halbe Stunde nach seiner Banksprengung total auf dem trockenen sitzt. Hiervon gab mir der Selbstmörder-Friedhof zu Monaco beredtes Zeugnis. Die Eingeborenen pflegen dessen Existenz zu leugnen mit der typischen Ansage: „Ca n'existe pas!" Ich habe ihn aber dennoch gefunden, er liegt weit oberhalb des Hauptfriedhofes, am Ende eines steilen, peinlich zu beschreitenden Lehmweges. Es sind höchstens zwanzig verwahrloste Hügelchen mit dürftigen Holzkreuzchen, die seine Bestimmung verraten. Und ich konnte ermitteln, daß einer der dort Verscharrten sich eine Kugel durchs Gehirn gejagt hatte, an dem nämlichen Tage, an dem es ihm gelungen war, „die Bank zu sprengen".

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

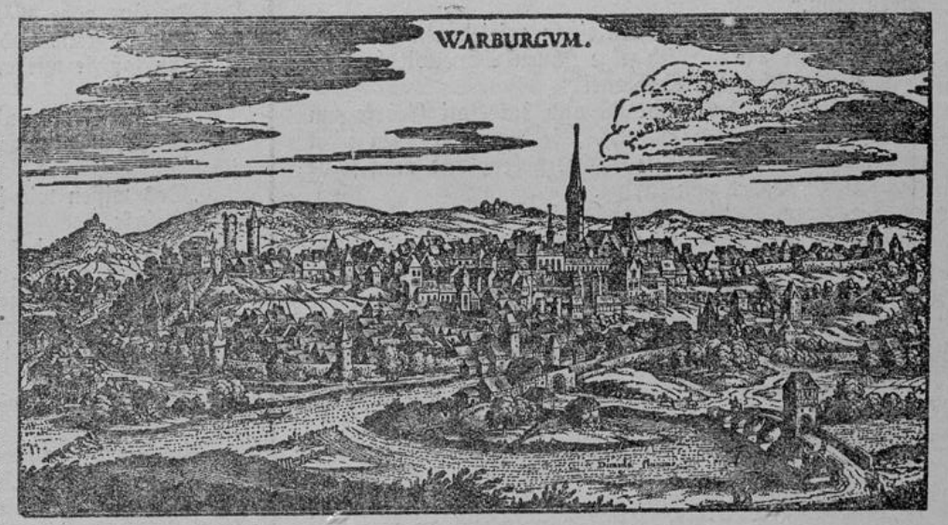
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 16 — 24. Februar 1932 — 6. Jahrgang



Ackermann, Stuttgart

Von Anny von Panhuys

3. Fortsetzung.

Das gab sicher eine gute Tellersammlung nachher!

Isabel war nach der Nummer kaum ein wenig erhitzt, sie schlenderte gemächlich an den Wohnwagen heran. Es hatte ihr Spaß gemacht, sich zu überzeugen, daß sie noch etwas vom Seiltanzen verstand.

Kati Gehrke trat ihr entgegen.

„Ich danke Ihnen, danke Ihnen herzlich! Aber wer sind Sie? Doch was frage ich, Sie sind eine Kollegin von Rang?"

Isabel zuckte lächelnd die Schultern.

„Wenn Sie mir eine Kostüm geben, will ich auch an das Trapez für Sie arbeiten!"

Die Frau nickte eifrig.

„Gottlob, daß es einmal ohne mich geht! Auch habe ich in letzter Zeit immer Angst, wenn ich oben auf der Schaukel sitze. Meine Nerven sind herunter!"

Das Kostüm paßte schlecht, aber Kati Gehrke steckte es geschickt zurecht, und der Clown hielt das Seil, an dem sich Isabel federleicht hochwand.

Schon hatte sie den luftigen Sitz erreicht und warf Kußhände ins Publikum.

Diesmal hatte sie Gesicht, Arme und Hals etwas mit Puder bestäubt.

Der Leierkasten spielte: „O, du himmelblauer See", und Isabel Herbert flog durch die Luft, hing mit dem Kopf nach unten und schlug Rad am Trapez.

Alles geschah mit Grazie und Leichtigkeit, das Publikum schrie laut „Bravo!", und der Beifall wuchs zum Enthusiasmus.

Der Clown schluckte vor Erregung.

Das, ja, das war Kunst, war Können! Armselige Stümper waren Kati und er, und deshalb wurden die Einnahmen auch immer kärglicher.

Mit so einem Mitglied wie dieser Fremden käme man wieder aus dem Dreck!

Isabel war jetzt wieder unten. Sie knixte, warf Kußhände in die Runde.

Max Gehrke fiel ein, daß man das Eisen schmieden mußte, solange es heiß war.

Er drückte ihr einen Blechteller in die Hand.

„Bitte, sammeln Sie ein, mir geben die Leute doch nicht viel."

Isabel lachte und ging mit dem Sammelteller umher. Ihr war so froh zumute.

Sie hatte ein wenig die Gelenkigkeit ihrer Glieder erproben können und durfte zugleich armen Menschen Gutes erweisen.

Fast jeder gab dem bildschönen Mädchen, und der Clown schlug indessen Purzelbäume, trieb allerlei Possen.

Isabel konnte der verhärmten Frau einen gut gefüllten Teller abliefern.

Kati Gehrke sagte staunend: „Es sind doch gar nicht so viele Menschen da, aber eine solche Einnahme hatten wir seit langem nicht." —

Isabel entledigte sich des geflickten und gestopften Gewandes, versprach, am nächsten Vormittag wiederzukommen und schlich sich auf einem Umweg heim. Sie mußte vorsichtig sein, niemand sollte merken, daß sie nicht zur Arena gehörte.

4. Kapitel.

Am nächsten Morgen, nachdem die Tante ihren Brunnen getrunken und sich mit einem Buch auf dem Balkon niedergelassen hatte, machte sich Isabel unter dem Vorwand, Schreibpapier einkaufen zu wollen, davon.

Auf Umwegen erreichte sie den Standplatz des Zirkus Gehrke.

Sie wurde jubelnd von Vater, Mutter und Kind begrüßt. Fragen stürmten auf sie ein.

Sie lachte nur und freute sich immer noch, daß man ihr so viel auf den Sammelteller geworfen.

Mariechen lag wieder auf dem Bett, sie sagte schüchtern: „Vater meint, wenn Sie noch ein paar Mal bei uns auftreten würden, wären wir aus der Not."

Ihre Mutter hielt ihr die Hand auf den Mund und ward rot.

„Verzeihen Sie, Fräulein, man redet das so hin."

Max Gehrke drehte an seinen Rockknöpfen.

„Ach, wir wollen doch ehrlich sein! Wirklich, Fräulein, wenn es Ihnen möglich wäre, heute und morgen abend

noch mitzuarbeiten, dann wäre das für uns eine sehr, sehr große Hilfe. Es fehlt uns am Notwendigsten!"

Isabel hob leicht die Hand.

„Ich arbeiten 'eute und morgen mit. Wenn Sie wollen, dann ich reite tambien. Ich muß aber erst wissen, was das Pferd kann."

Mann und Frau tauschten einen zufriedenen Blick.

„Kommen Sie mit, ich zeige Ihnen Schneewittchen, — so heißt nämlich unser Schimmel!"

Isabel legte ihren Hut ab und bat Kati Gehrke um einen einfachen, alten Mantel. Sie durfte draußen nicht auffallen, es konnten Leute vorübergehen, und man sollte glauben, sie gehöre zum Zirkus.

Die Frau begriff und hing Isabel einen von Sonne und Regen fahlen Mantel um.

Draußen standen ein paar Kinder herum, von weitem tauchte ein Herr auf.

Isabel streichelte das Pferd, klopfte seinen Hals und saß plötzlich oben, ohne daß es das Ehepaar begriff, wie sie da hinaufgekommen war. Sie saß auf dem ungesattelten Pferd und glitt wieder herunter, als sei das die einfachste Sache der Welt.

„Ich will Schneewittchen satteln!" rief Gehrke.

Ein junger Mann, der als Kutscher und als Schlangenmensch das einzige Mitglied des Zirkus war, das nicht zur Familie gehörte, starrte Isabel verwundert an und half das Pferd satteln.

Isabel blickte sich um. Die paar Kinder als Zuschauer rechneten nicht, die Gestalt des Herrn auf der Landstraße war verschwunden, er war wohl in den Waldweg eingebogen.

Sie legte den Mantel auf eine Bank und bestieg das Pferd, das innerhalb der Bahn sofort in die gewohnte Gangart verfiel.

Isabel wäre ein bißchen Temperament lieber gewesen, aber es war doch schön, wieder einmal auf einem Pferderücken zu sitzen.

Mit Schneewittchen wurde sie bald einig, das gute Tier dachte nicht daran, ihr irgendwelche Schwierigkeiten zu bereiten.

* * *

Am Waldesrand aber, hinter einer dicken Buche, stand der Gutsbesitzer Lothar von Brandt und sah dem Schauspiel zu, das sich ihm bot.

Er war erst gestern Abend angekommen, um seine verheiratete Schwester, die Frau des berühmten Bildhauers Potter, hier zu treffen, die in Berlin wohnte und mit einer Freundin in Soden zur Kur weilte. Diese Freundin kannte Lothar von Brandt schon von Berlin her, und er wußte, sein Schwesterchen dachte ernstlich an eine Heirat zwischen ihm und der hübschen, koketten Gisela Rehren.

Abgeneigt war er dem Plane nicht. Gisela Rehren war aus sehr guter Familie, reich, hübsch und anscheinend sehr in ihn verliebt. Also weshalb nicht? Er liebte sie zwar nicht, aber sie gefiel ihm, und zur Liebe besaß er überhaupt keine Befähigung, sagte er sich, sonst wäre er nicht dreißig geworden, ohne bisher das geringste davon empfunden zu haben.

Um zehn Uhr wollte er sich mit seiner Schwester Greta und ihrer Freundin treffen, um eine kleine gemeinsame Promenade vor Tisch zu machen.

Aber ihm war die Zeit bis dahin lang geworden.

Er war einer der reichsten Gutsbesitzer Rheinhessens und war es gewöhnt, schon des Morgens in aller Herrgottsfrühe hinauszuwandern oder zu reiten. Es hatte ihn nicht im Hotel gehalten.

Er stand jetzt hinter dem Baum und machte seine Beobachtungen.

Er fand die Kleine im weißen Kleid, die dort anscheinend ihre Zirksprobe abhielt, reizend.

So ein entzückendes Mädchen hatte er noch nie gesehen, dünkte ihm.

Und reiten konnte das niedliche Geschöpfchen auch Allerhand Achtung! Er verstand doch etwas davon!

Gisela Rehren konnte n i c h t reiten, das störte ihn an ihr.

Isabel ließ das Pferd galoppieren, sprang ab, stand wieder auf seinem Rücken, und dann machte sie plötzlich halt, wickelte sich in den häßlichen Mantel und ging zum Wohnwagen.

Sie hatte beim Herumjagen vom Pferd aus bemerkt, daß da eine hohe Männergestalt hinter einem Baum am Waldesrand stand und ihr zusah.

Nun saß sie wieder mit dem Ehepaar am Bett des Kindes.

„Ich will 'eute und morgen bei Sie arbeiten, wie ich 'abe versprecht, aber Sie werden keiner Mensch sagen, wer ich bin."

„Das wissen wir ja auch gar nicht," unterbrach sie Kati Gehrke.

„Sie brauchen das auch nicht zu wissen!" lachte Isabel. „Wenn aber einmal würde jemand fragen, wer ich bin, Ihre Mann muß sagen: ‚Meine Frau 'at alles gemacht, meine Gemahl! Es wird keiner Mensch nach mir fragen, ich denke das. Aber ich will, Sie müssen mir das versprechen'."

Das Ehepaar gelobte es, — ebenso Mariechen.

* * *

Am Abend, nachdem Helene Kornelius zur Ruhe gegangen war, schlich sich Isabel wieder fort.

Es gingen so viele Leute bis gegen elf Uhr draußen spazieren, so daß ihr Ausgang nicht auffiel.

Schon von weitem hörte sie die Drehorgel spielen, hörte den Clown seine Späße machen.

Kati Gehrke war geschminkt und kostümiert.

„Ich fürchtete, Sie würden vielleicht nicht kommen."

Sie hatte ein Kostüm gewaschen und etwas zurecht gemacht für Isabels Reitnummer.

Die Tür des Wohnwagens war dem Walde zugewandt. Es war noch nicht völlig dunkel, aber niemand hatte die schmale, kleine Isabel Herbert dort hineinhuschen sehen.

Heute hatte sie sich stark gepudert; ein klein wenig veränderte das doch, meinte sie.

Der Schimmel stand bereit, die Drehorgel begann einen Marsch und — eins, zwei, drei — saß Isabel auf dem braven Reittier.

* * *

Lothar von Brandt hatte seine Schwester und Gisela Rehren hierher begleiten müssen. Die beiden hatten heute bei Tisch gehört, es sei ein kleiner Wanderzirkus im Ort, und die Großstädterinnen fanden es sehr belustigend, sich so etwas einmal anzusehen.

Lothar von Brandt wäre am liebsten allein hingegangen, um die entzückende, niedliche Reiterin noch einmal zu sehen.

Jetzt sprengte sie um die Bahn, und Lothar von Brandt erschien das blonde Mädel mit dem Gesichtchen von fremdartigem Typus und den schwarzen Augen jetzt noch reizvoller als am Vormittag.

Und zu reiten verstand die Kleine! Wundervoll ritt sie, sie konnte was!

Wie mochte die nur hierher verschlagen worden sein — in diesen Wanderzirkus allerniedrigsten Ranges? Weiß der Himmel, jeder gute Zirkus hätte ihr eine Stellung geboten. Ordentlich leid tat sie ihm.

Wahrscheinlich hatte sie noch niemand darauf aufmerksam gemacht, daß sie anderswo mehr Geld verdienen konnte als hier.

Schade um das Persönchen. Ihr Kostüm war ärmlich, und der Mantel heute vormittag, den sie nach dem Reiten umgelegt hatte, war nicht wert, daß sie die hübschen Füßchen daran abputzte.

Lothar von Brandt mußte über sich selbst lächeln. Was ging ihn der Mantel und das Kostüm der kleinen Artistin an?

Er wandte sich nach rechts, wollte etwas zu Gisela Rehren sagen.

Ihr sehr geradliniges Gesicht trug einen verächtlichen Ausdruck, der ihm nicht gefiel und den er diesen klaren Zügen gar nicht zugetraut hätte.

(Fortsetzung folgt)

Der Friedensreiter

Eine Geschichte von Ludwig Bäte

Der Friede war, nachdem man seit anno 1643 redlich gemarktet und geschachert hatte, plötzlich fast über Nacht gekommen, da auch schon in Paris die Bürger gegen ihre Regierung aufbegehrten. Der Bluthund Serbien, wie das westfälische Volk den französischen Hauptgesandten nannte, hatte endlich nachgegeben, und man unterschrieb den letzten Traktat an einem klaren Oktobersonnabend zu Münster mit eilig eingerichteter Feierlichkeit. Der Stadtsekretär, von einem Heerpauker, sieben Trompetern und drei rotgekleideten Ratsherren begleitet, las den kurzen Inhalt der Bestimmungen öffentlich vor. Dann löften die Fähnlein ihre Musketen, von den Wällen donnerten noch einmal die Stücke, indessen sich aus dem Rathaus und Sankt Lamberti die rotweißen Fahnen der Stadt schoben, die schon seit Jahren für diesen Tag bereit lagen. Die Bürger wanderten von Straße zu Straße, man gab sich die Hand, trank sich in den Altbierschenken zu und ging beizeiten nach Hause. Keiner glaubte, daß es den Herren mit ihrem Fest ernst sei. Man war oft genug genarrt worden.

Bürgermeister Schardemann kam erst gegen Abend zur Ruhe. Doch dachte er nicht an Schlaf. Vielmehr galt es, seiner Stadt Osnabrück so rasch wie möglich die gute Botschaft mitzuteilen. So ritt er kurz nach zwölf Uhr fort, den Regen nicht achtend, der bald nach Mitternacht einsetzte. Schaum troff von den Lefzen des Pferdes, er gönnte ihm keine Rast. Bald lief Blut an den verschmierten Sporen herab. Friede! Die Glocken Münsters dröhnten mächtig in seinem Herzen nach. Wie klein war die Beschwer, die ihm bevorstand!

Der Wind keuchte und trieb ihn zu größerer Hast an. Manchmal brach der Mond durch und erhellte das blasse Gesicht, den breiten Hut und das Lederkoller, über das sich ein seidenes, reich gesticktes Uebergewand spannte, dessen Enden er in die Satteltaschen gesteckt hatte. Die letzten Wochen waren furchtbar gewesen, und es hatte aller Willenskraft bedurft, damit weder er noch sein Kollege, der erste Bürgermeister Gerhard Schepeler, zusammenbrachen. Man wollte die geliebte Vaterstadt reichsunmittelbar machen, sie für alle Willkür und Unduldsamkeit der hochfahrenden fremden Herrscher entschädigen; es war alles vergeblich gewesen. Man hatte das Geld nicht aufzubringen vermocht, ihnen die Hände zu schmieren, und verzweifelnd an seinem Werk bat Schepeler schließlich um seine Abberufung, die man ihm nur zögernd bewilligte.

Kein Mensch kam Schardemann entgegen. Die Häuser lagen mit toten Fenstern am Wege, hin und wieder blaffte ein Hund, ruderten Kraniche schrill unter dem schweren, aiedria hängenden Himmel her.

Aber es war Friede, und alles würde sich finden. Sie würden weiter tapfer zusammenstehen, nun die schlimmste Arbeit begann, das zerrissene und gänzlich verwahrloste Volk wieder an regelrechten Fleiß und alte Zucht und Unterordnung zu gewöhnen. Ein Geschlecht war aufgewachsen, das nichts mehr von Treue und Glauben wußte und dem der Bakel des Schulmeisters ebenso fehlte wie der stille, fromme Zuspruch des Evangeliums. Doch hatte Gott ihnen das Leben gelassen, und sie würden lernen, es für ein Höheres willig und gern einzusetzen.

Als die Sonne aus brandigem Nebel aufstieg, lag Iburg schon hinter ihm. Kurz nach sechs Uhr kam er in Osnabrück an. Keiner traute seinen Worten, doch fand sich jeder, der nur abkommen konnte, nach der Kirche vor dem Rathaus ein, dessen Treppe man rasch mit grünen Tannen und buntem Tuch geschmückt hatte. Syndikus Böger las den Text vor, den Schardemann mitgebracht, Christoph Kölling hob mit seinen Gesellen vom Umgang des Marienturmes das „Nun lob', mein Seel' den Herren!" an, in das man weinend einfiel. Die Prediger schritten von Gruppe zu Gruppe, den Verwirrten Trost zusprechend. Die Kinder standen mit offenen Mäulern da. Die Glocken läuteten von allen Kirchen. Man brachte den Armen zu essen. Feinde schworen ihrem Zank ab. Mancher gelobte, ein neues Leben zu beginnen. Kurz bevor die Tore geschlossen wurden, kam die Botschaft, daß die kleine Tochter des Apothekers Ameldung, deren Mutter als Hexe verbrannt worden war, gestorben sei. Das Mädchen hatte die Freude nicht zu überleben vermocht und war zu den Engeln eingegangen, die es vom Rathaus herabkommend so oft im Traume gesehen. Die Nachricht ließ keinen rechten Jubel aufkommen; jeder Sinn kehrte sich dem schwergeprüften Manne zu, dessen Fenster als einzige in der Stadt am Abend ohne Licht blieben. Der Rat, der anfangs die Anzündung der Heerpfannen vor dem Rathaus angeordnet hatte, sah davon ab, um den Verstörten, der von einem Zimmer zum andern lief, nicht noch mehr zu quälen. Auch die Handwerker, die abends mit brennenden Lunten auf die Wälle zogen, vermieden es, den Markt zu überqueren, brachten aber dem Bürgermeister vor seinem Hause ein Vivat, in das die vielen, die noch spät die Straßen füllten, freudig einstimmten. Er dankte gerührt, und vor ihm erhob sich aufs neue das geliebte Vaterland deutscher Nation, über dem die Sterne des aufgehellten Nachthimmels wie eine tröstliche Verheißung standen und mit tieferem Leuchten zu scheinen anhoben.

Auf Büffel

Jagdskizze von Otto-Hennig Kempfe-Usambara (Deutschostafrika)

Noch lagen die Berge des Usambara in tiefdunklem Grau. Das Kreuz des Südens leuchtete matt, der Orion, viel größer und schöner als zuhause in Ulaya, stand auf dem Kopf und streckte die Rechte dem Norden zu. Die ersten Stimmen der Wildnis erklangen. Unser Kamp lag unmittelbar am Fuße der Usambaraberge, die steil aufragend tausend Meter über uns ihre Gipfel in Nebelschleier hüllten.

O selige fünf Minuten, in denen die ostafrikanische Nacht zum Tage wird! Wie ein Vorhang schwindet das Dunkel. Mit einem Schlage ist's hell. Die Sonne vertreibt Wolken und Schleier und beginnt, kaum erwacht, zu strahlen und zu brennen.

Unsere Boys arbeiteten bereits. Das Feuer war natürlich doch ausgegangen, obwohl es die Löwen abhalten sollte, und der „Pishi" kochte und briet. Wir warteten aber nicht erst ab, sondern zogen erst mal los. Vielleicht war an der Wasserstelle des Kundy ya Mbalo schon Leben.

Kaum 50 Schritt waren wir marschiert, da regte es sich vor uns: Büffel! Hundert Meter entfernt, leider verdeckt durch Busch und Elefantengras.

Anpürschen! Vorsichtig schlichen wir durch Gesträuch und Holz. Lautlos kamen wir näher und näher, bis wir dann eine Herde von etwa dreißig Büffeln vor uns sahen.

Da begannen die Affen zu kreischen, und die Büffel brachen aus. Ein Schuß aellte hinterher.

Das war eine Dummheit. Denn im Dickicht läßt sich nicht gut zielen und treffen. Die Büffel donnerten mit Windeseile davon. Aber als wir ihre Lagerstätte erreichten, lagen dort — wir trauten unsren Augen nicht — Schweißspuren. Also doch getroffen, und zwar in Brusthöhe! Aber nur eine geringe Verletzung, denn der Schweiß war gering.

Wir ließen Frühstück Frühstück sein und folgten den weit sichtbaren Spuren. Kreuz und quer ging es bis in die offene Steppe, wo sich die Spuren verliefen und mit anderen Wild- und Büffelspuren vermischten. Verludern aber lassen wir kein Stück! Weiter ging es durch Steppe und Busch, über Elefantenwege, Shenzipfade, unter Schirmakazien, an Dornbüschen vorbei. Kilometer auf Kilometer legten wir zurück und hielten erst gegen Mittag ein. Wir waren vollkommen ermattet.

Uebrigens sagten wir uns: Wenn der angeschossene Büffel sich derart gut gehalten hat, wird seine Verletzung wohl ungefährlich sein.

Der Rückmarsch war entsetzlich. Wir kamen ins Kamp, fielen über Tee, Wasser und Kaffee her wie noch nie. An Essen dachten wir nicht. Dann sanken wir um und schliefen die ganze heiße Nachmittagszeit durch, erst gegen sechs Uhr wachten wir wieder auf.

Zwei Tage vergingen, ohne daß wir die vertriebenen Büffel fanden. Zwei Tage voller Enttäuschungen und Miß-